

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

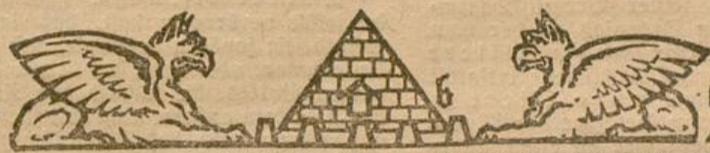
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

7.11.1920 (No. 45)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 45



7. Nov. 1920

Hans Kinkel / Der Völkerbund als Ziel der Geschichte.
(Die Völkerbundsidee bei Kant)

Die Frage, ob es der Menschheit jemals gelingen werde, den Kriegszustand zu überwinden und zu einem Zeitalter ewigen Friedens zu gelangen, hat schon lange das menschliche Denken beschäftigt, und es ist nur zu begreiflich, daß immer und immer wieder diese Frage der Menschheit aufgeworfen wurde, um freilich von den verschiedenen Denkern in sehr entgegengelegter Art und Weise beantwortet zu werden. So hat Hegel unter den modernen Philosophen „den Krieg als eine Schicksalsnotwendigkeit für die Gesundheit der Staaten“ bezeichnet, während Kant nur durch den „ewigen Frieden“ die Kulturfrage der Menschheit lösen zu können glaubte. Nun ist Kants Auffassung vom Völkerbund und ewigen Frieden ja wieder geradezu aktuell geworden und nicht nur für den Fachmann von höchstem Interesse. In der billigen handlichen Ausgabe der Insel-Bücherei Nr. 228, „I. Kant, Zum ewigen Frieden“, mit guter Einleitung versehen, ist es jedermann, auch dem wenig philosophisch Vorgebildeten, möglich, sich an einer Stelle an Hand eines Originals persönlich mit dem Problem und dem großen deutschen Denker auseinanderzusetzen, die Schärfe Kantschen Denkens einmal selbst zu erleben und zu erkennen, wie wenig „weltfremd“ der wirkliche Philosoph ist, ja wie Philosophie und Leben sich aufs engste durchdringen.

Von den Plänen und Entwürfen, die von Denkern und Staatsmännern in früheren Jahrhunderten der Menschheit vorgelegt wurden mit dem Ziel, durch einen Völkerbund oder eine Weltrepublik oder eine Weltmonarchie zum ewigen Frieden zu gelangen, mag hier nur als einer der bekanntesten der des Abbé St. Pierre erwähnt werden, auf den sich auch Kant gelegentlich einmal bezieht. St. Pierre ist ein charakteristischer Vertreter des Aufklärungszeitalters, aus dem er ohne irgendwelche Originalität des Denkens, vollständig zu begreifen ist. Sein „abrégé du projet de paix perpétuelle“ ist in einer dreibändigen Ausgabe 1713 in Utrecht, in 2. Auflage 1738 in Rotterdam erschienen. Historische Betrachtung fehlt der rationalistischen Denkweise natürlich. Der rationalistische Grundgedanke ist: wo der Mensch von seiner Vernunft Gebrauch macht, wird er den Weg zu größtmöglichem Glück und größtmöglicher Vollendung finden. Alles Unglück kommt aus dem Mangel an klarer Erkenntnis. Hat man einmal erkannt, daß Kriege zu vermeiden sind und daß der ewige Friede Europas das erstrebenswerte politische Ziel der Fürsten und Länder sein müsse, dann wird man auch dieses Ziel zu erstreben suchen. Diesen Beweis rational zu liefern, Fürsten und Länder davon zu überzeugen, ist die Aufgabe des Verfassers. Auf seinen Völkerbundsentwurf kann hier nicht näher eingegangen werden. Der Schlüssel seines Planes beruht auf dem Gleichgewicht im Rate der Völker. Wie später auch Kant verlangt er keine Aufhebung der einzelnen Staaten, sondern nur einen Zusammenfluß, einen Bund zwecks Erhaltung des Friedens.

Die Tendenz seiner Gedanken wird also bestimmt von der Nützlichkeit, und ist getragen von der Überzeugung, daß sich der Grundsatz der größeren Utilität durchsetzen wird (eng-

lischer Pragmatismus), und daß die Vernunft die Allmacht erlangen und alle Schwierigkeiten der wirklichen Verhältnisse, die klar erkannt werden, überwinden wird.

Wie ganz anders tritt uns bei fast dem gleichen inhaltlichen Sachverhalt die Idee des Völkerbundes bei Kant entgegen. Bei ihm ist sie erst zu dem geworden, was sie noch bei keinem seiner Vorläufer war, eine Idee, gewonnen aus dem Einblick in das Ziel der Geschichte. Deshalb ist St. Pierre trotz aller inhaltlicher Uebereinstimmung nur von ganz untergeordneter Bedeutung für Kant. Denn seine Völkerbundsidee ist von der seines Vorgängers so weit entfernt, wie seine Philosophie von dem Rationalismus, den er überwunden hat. Sein Völkerbund ist etwas grundsätzlich anderes, sein Rechtsbegriff steht dem Platons in seiner Politeia näher, hat mehr innere Verwandtschaft mit ihm als mit dem ihm nur äußerlich und zeitlich nahestehenden St. Pierre. Kants Standpunkt ergibt sich mit innerer Notwendigkeit aus seiner Philosophie, ist mehr als Glaube, ist Überzeugung, die mit seinem System steht und fällt.

Von höchster Bedeutung für den Standpunkt Kants ist das Motiv. Für die Forderung eines Völkerbundes, durch den der ewige Friede herbeigeführt wird, darf nicht maßgebend sein:

1. Der praktische Nützlichkeitsstandpunkt, sonst wäre die Völkerbundsidee eine reine Zweckmäßigkeitsfrage, die mit sittlichen und rechtlichen Prinzipien nichts zu tun hätte.

2. Auch nicht der philanthropische Standpunkt (Urkristentum, Quäker, Tolstoi). „Es ist hier nicht von Philanthropie, sondern vom Rechte die Rede.“ (S. Art. 3. ew. Frieden.) Der Völkerbund darf nicht auf der Idealforderung gut gesinnter, aber schwächerer Menschen aufgebaut sein, die aus Schwäche des Gemütes, weil sie Leiden nicht ertragen können oder wollen, einen paradiesischen Friedenszustand unter den Menschen herbeiführen, wo sie wie die Schafe friedlich bei einander leben und sich nichts zu Leide tun, wo nur Menschenliebe alle Menschen verbindet. Das ist weiche Utopie, und „bei der Bösartigkeit der menschlichen Natur“, die Kant voraussetzt, besteht wenig Hoffnung, daß der Idealfußstand des Reichs der Liebe sich auf dieser Welt jemals verwirkliche.

Wenn der Gedanke des ewigen Friedens und des Völkerbundes mehr als eine aussichtslose Forderung schwächerer Idealisten, mehr als eine Zweckmäßigkeitsrichtung einer praktischen Nützlichkeitspolitik, von der es in Anbetracht der menschlichen Natur sehr zweifelhaft ist, ob sie sich je durchsetzen wird, sein soll, so muß er sich auf ganz anderen, objektiv gültigen Prinzipien aufbauen. Nicht die Tatsache des Völkerbundes, sondern der Geist, in dem er aufgefacht ist, gibt ihm seine Bedeutung. Er muß aus einer reinen, allgemeinen gültigen Rechtsidee abgeleitet werden, auf einem Rechtsbegriff aufgebaut sein, der unabhängig von irgend einer empirischen, d. h. historischen Konstellation dauernde Gültigkeit

in sich selbst haben muß, also auch unabhängig sein muß von allem Geschehen in der Menschheitsgeschichte. Nur wenn dieser feste, objektiv gültige, absolute Punkt gefunden ist, kann einer darauf aufgebauten Idee vom ewigen Frieden ein philosophischer und wissenschaftlicher Wert beigelegt werden, kann der ewige Friede mehr sein, als ein Veredle oder ein Sehnsuchtsideal. Die kritische Philosophie Kants findet mit zwingender Notwendigkeit diesen Punkt aus ihrem System.

Aus der Vernunftbestimmung und der Naturbestimmung des Menschen wird sich die Idee des Völkerbundes und des ewigen Friedens mit innerer Notwendigkeit ergeben müssen. Zunächst die Vernunftbestimmung des Menschen: Kant hat sie in seiner Lehre vom kategorischen Imperativ wie bekannt entwickelt. Freiheit heißt bei Kant, aus reinen Vernunftprinzipien, sei es aus moralischen, ästhetischen, religiösen Zusammenhängen heraus handeln zu können. Sittlich handelt der Mensch, der sich sein Gesetz aus diesen Vernunftprinzipien autonom selbst bestimmt, sein Wollen vom Sollen leiten läßt, und mit rigoröser Strenge jede Nützlichkeitserwägung, jede praktische Zweckbestimmung vollständig ausschaltet. Kant hat das Wort gesprochen: des Menschen Natur „ist nicht von der Art, irgendwo im Besitze und Genuße aufzuhören und befriedigt zu werden.“ Kultur ist die Entfaltung dieser dem Menschen gegebenen Freiheit im sittlichen Handeln aus seiner Vernunftbestimmung (Klausalität durch Freiheit) im Gegensatz zu der vom Verstande geschaffenen Zivilisation. „Wir sind zivilisiert bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Unfähigkeit. Aber uns für schon moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört noch zur Kultur“ (§ 7 der Idee zu einer allgemeinen Gesch.). Menschliche Geschichte muß also eine Geschichte der Freiheit sein, und das Ziel der Geschichte als der vollkommenen Entfaltung aller Anlagen des Menschen kann nur erreicht werden, wenn die Völker wie die einzelnen Menschen ihre „brutale Freiheit“ aufgeben und in einer gesetzmäßigen Verfassung Ruhe und Sicherheit suchen.“

Der Völkerbund zur Erreichung des ewigen Friedens, d. h. einer „allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft“ ist also eine Forderung, die aus der Vernunftbestimmung des Menschen abgeleitet werden muß. Wer will, daß Kultur verwirklicht wird, muß den Völkerbund und den ewigen Frieden wollen, er ist die praktische Voraussetzung zu einer völligen Verwirklichung der menschlichen Freiheit, die einzige Möglichkeit, um in dem unübersehbaren Ozean der unendlichen Möglichkeiten des wirklichen Lebens, die Richtung zu zeigen, die einzuschlagen ist. Das Primat der praktischen Vernunft gibt ihm seine gewaltige Bedeutung. Ich zitiere nur eine Stelle aus den metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre. „Es ist nicht mehr die Frage: ob der ewige Friede ein Ding oder ein Un Ding sei, und ob wir uns nicht in unserem theoretischen Urteile betrügen, wenn wir das erstere annehmen, sondern wir müssen so handeln, als ob das Ding sei, was vielleicht nicht ist. — — — Und wenn die Vollendung dieser Absicht (dem heillosen Kriegsführen ein Ende zu machen) auch immer ein frommer Wunsch bliebe, so betrügen wir uns doch gewiß nicht mit der Annahme der Maxime, dahin unablässig zu wirken; denn diese ist Pflicht; das moralische Gesetz aber in uns selbst für betrügerisch anzunehmen, würde den Abscheu erregenden Wunsch hervorbringen, lieber aller Vernunft zu entbehren und sich, seinen Grundfäden nach, mit den übrigen Tierklassen in einen gleichen Mechanismus der Natur geworfen anzusehen.“ Wer den kantischen Pflichtbegriff anerkennt, muß mit rigoröser Strenge, d. h. ohne jede Rücksicht auf Nützlichkeitserwägungen den Völkerbund und den ewigen Frieden verlangen. Freilich ist Pflicht bei den meisten Menschen schon längst hohle, unverständene Phrase, ist im Laufe der Zeit geradezu das Gegenteil von dem geworden, was sie im Sinne Kants war. (Was alles ist schon z. B. seit 1914 als „Pflicht“ erklärt worden! Auch den höchsten Zwecken darf Pflicht nicht untergeordnet werden.) Was in der Sittenlehre für das Einzelindividuum gilt, muß auch für die Allgemeinheit gelten. „Wer freilich nur das Handgreifliche und Wirkliche gelten läßt und alle Metaphysik verneint, der muß auch endgültig darauf verzichten, einen Gradmesser des Sollens als für das zu verwirklichende Sein allgemein und in notwendiger Weise verbindlich zu denken.“ (Cassirer.)

Aus diesen Erwägungen heraus ergibt sich auch klar das Verhältnis von Politik und Moral.

Ein Mittelglied zwischen Recht und Nutzen kann es für Kant nicht geben, mit aller Klarheit ist sein Standpunkt gegeben: entweder — oder. Mit dem rücksichtslosen Ernst machen ist Kants Standpunkt erfüllt von männlicher Kraft und sittlichem Ernst.

Es kann nach Kants Ansicht objektiv gar keinen Streit zwischen Politik und Moral geben. Erst subjektiv durch den selbstsüchtigen Gang der Menschen ist er in die wirkliche

Welt des geschichtlichen Geschehens hineingetragen worden. Kant erkennt durchaus an, daß die Politik der Wirklichkeit lediglich von Nutzen und Vorteil bestimmt wird. Kant sieht vollkommen scharf und nüchtern die Grundsätze, nach denen der praktische Politiker das Staatsproblem als ein Staatsklugheits- und nicht als ein Rechtsproblem behandelt. Er hat die Grundmaximen dieser politischen Staatsklugheit in seiner Schrift vom ewigen Frieden zusammengesagt. Diese Stelle seiner Schrift verdient zitiert zu werden. Drei Sätze sind es, in denen sich die Sätze dieser Staatsmaximen zusammenfassen lassen:

1. *Facet excusa.* (Handle und dann rechtfertige dich.) Ergreife die günstige Gelegenheit zur eigenmächtigen Besitznahme; die Rechtfertigung wird sich weit leichter und zierlicher nach der Tat vortragen und die Gewalt beschönigen lassen (vornehmlich in dem Falle, wo die obere Gewalt im Innern sofort auch die gesetzgebende Obrigkeit ist, der man gehorchen muß, ohne darüber zu vernünfteln), als wenn man zuvor auf überzeugende Gründe sinnet und die Gegenstände darüber noch erst abwarten wollte. Diese Dreifigkeit selbst gibt einen gewissen Ansehen von innerer Ueberzeugung der Rechtmäßigkeit der Tat, und der Gott bonus eventus (guter Ausgang) ist nachher der beste Rechtsverreiter.

2. *Sifecisti, nega.* (Leugne ab, was du getan.) Was du selbst verborgen hast, das leugne ab, daß es deine Schuld sei; sondern behaupte, daß es die Widerspenstigkeit der Untertanen, oder auch, bei deiner Bemächtigung eines benachbarten Volkes, die Schuld der Natur der Menschen sei, der, wenn er dem andern nicht mit Gewalt zuvorkommt, sicher darauf rechnen kann, daß dieser ihm zuvorkommt und sich seiner bemächtigen werde.

3. *Divide et impera.* (Teile und herrsche.) — — — sind es äußere Staaten, so ist Erregung der Mißbilligkeit unter ihnen ein ziemlich sicheres Mittel, unter dem Schein des Bestandes des Schwächeren einen nach dem anderen zu unterwerfen.“

Kann man schärfer und treffender die Grundsätze aufzeigen, die bis auf den heutigen Tag unsere innere wie äußere Politik beherrschen? Wir brauchen uns aber weder zu enttäuschen, noch zu beklagen über diese Grundsätze. Kant fährt fort. „Durch diese politischen Maximen wird nun niemand hintergangen, denn sie sind insgesamt schon allgemein bekannt.“ Also: in der vom Prinzip der Klugheit geleiteten Politik gilt von vornherein keine Moral und nichts überflüssiger, als sich dabei irgendwie moralisch zu enttäuschen. Ebenso ist nichts scheinheiliger, als in dieser Politik sich mit Moral zu brüsten. Denn die Klugheit herrscht und nicht das Recht. Auf dem Gebiete dieser Politik bedarf es keiner moralischen Eigenschaften, wohl aber großer Klugheit und möglichst vollkommener Kenntnis der Natur und der Menschen. Der Staatsmann muß die Menschen kennen, aber den Menschen kennt er nicht, so fährt Kant scharfsinnig fort. Denn die Rechtsforderung, die der Mensch zu stellen hat, besteht nach wie vor, wenn der Mensch Mensch sein will. Der Praktiker, der sog. Wirklichkeitspolitiker, wird stets Einzelvorteile erlangen, d. h. er wird einem einzelnen Volke Vorteile verschaffen, aber um den Preis, daß er das allgemeine Glend der Menschheit damit steigert. Er sieht kurzfristig nur seinen persönlichen Augenblickserfolg und ist nicht imstande, die Sache der Menschheit zu überblicken, und über allen seinen Praktiken und Einzelerfolgen wird die Forderung, die die Menschheit an den Menschen zu stellen hat, nicht ertötet werden können. Denn es ist weder Zufall noch Heuchelei, daß sich gerade im Kriege jede Partei auf ihr Recht beruft. Gerade das nie erlöschende Aufwerfen der Rechtsfrage beweist, wie stark und lebendig die Rechtsforderung des Menschen aller Wirklichkeit zum Trost ist. „Es ist doch sehr zu verwundern, daß das Wort Recht aus der Kriegspolitik noch nicht als pedantisch ganz hat verwiesen werden können, und sich noch kein Staat erlaubt hat, sich für die letztere Meinung öffentlich zu erklären, denn noch werden Hugo Grotius, Pufendorf, Vattel u. a. m. (lauter leidige Tröster) immer treuherzig zur Rechtfertigung eines Kriegsangriffes angeführt, ohne daß es ein Beispiel gibt, daß jemals ein Staat durch mit Zeugnissen so wichtiger Männer bewaffnete Argumente wäre bewegt worden, von seinem Vorhaben abzustehen. Diese Schuldigung, die jeder Staat dem Rechtsbegriffe (wenigstens den Worten nach) leistet, beweist doch, daß eine noch größere, wenn auch zurzeit schlummernde, moralische Anlage im Menschen anzutreffen sei, über das böse Prinzip in ihm (was er nicht ablegen kann) doch einmal Meister zu werden und dies auch von andern zu hoffen, denn sonst würde das Wort Recht den Staaten, die sich einander befehlen wollen, nie in den Mund kommen.“ Also nicht moralische Entrüstung, wohl aber klare Einsicht und Erkenntnis über die wahre Immoralität jeder Klugheitspolitik, und wenn sie noch so viele Erfolge zu verzeichnen hat. Dann ergibt sich in strahlender Klarheit die unentrinnbare Notwendig-

zeit, mit der die Rechtsforderung der Menschheit erhoben werden muß. „Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich so genannten Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt.“ (Schluß der Schrift zum ewigen Frieden.)

Wenn nun zudem im verwirklichten Reiche der Gerechtigkeit auch der glückliche Zustand für die Menschen entstehen wird, wie ihn Klugheit nur je wünschen könnte, so hat das mit der moralischen Forderung als solcher zwar nichts zu tun, aber es wäre eine Wirkung, die wir erwarten dürften, da sie gewissermaßen im Wesen der Sache selbst liegt. Denn wo würde der Mensch lieber leben wollen, als wo das Recht herrscht, als wo die von ihm erhobene Vernunftforderung verwirklicht würde?

Nun wird man aber nicht verlangen können, daß einige Völker sich in ihrer Politik von dem reinen Rechtsgrundsatz leiten lassen, während andere ihre Politik „bloß auf Handgriffen der Klugheit“ gründen. Denn diese würden sich dann die andern für ihre Zwecke mit allen Mitteln zu unterwerfen suchen, und der Rechtsgrundsatz würde stets im Keime erstickt werden, wenn er darnach trachten würde, sich zu verwirklichen. So ist also die Erreichung eines allgemeinen Rechtszustandes in der bürgerlichen Gesellschaft von einem gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnis abhängig, ohne das das Problem gar nicht gelöst werden kann. Ohne den Völkerbund ist der ewige Friede, ohne den ewigen Frieden die letzte vollständig freie Entfaltung des im Reiche der Freiheit wurzelnden Humanitätsprinzips nicht möglich. In weltbürgerlicher Absicht mußte Kant seine Idee einer allgemeinen Geschichte verfassen.

Nicht nur die Vernunftbestimmung des Menschen, sondern auch seine Naturbestimmung führt zu dem gleichen Endresultat.

Es ist hier nicht der Ort, auf die hier im Zusammenhang wichtige, aber sehr schwierige Frage nach Kants Auffassung von der Entwicklung in Natur und Geschichte einzugehen, d. h. was Natur bei Kant bedeutet, wie dieser Naturbegriff in seiner Beziehung zum Entwicklungsgedanken aufzufassen und wie die Naturbestimmung der Menschheit mit dem Freiheitsprinzip des Einzelmenschen in Einklang zu bringen ist. Wie es sich mit diesen Fragen auch immer verhalte, nach Kants Ansicht liegt es auch in der Absicht der Natur, daß der Mensch, um sein Menschentum ganz zu entfalten, sich dem Zustande des ewigen Friedens nähern müsse, und ob der Mensch will oder nicht, die Natur wird ihn zu diesem Ziele führen. Die Natur ist ihm der Naturzweck des Menschen. (Vergl. Kants Abhandlung: „Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.“) Im „Ew. Frieden“ heißt es: „Die Natur will unwiderstehlich, daß das Recht zuletzt die Obergewalt erhalte. Was man nun hier verabzäumt zu tun, das macht sich zuletzt selbst, obzwar mit viel Ungemächlichkeit.“ Und um dieses ihr Ziel zu erreichen, bedient sich die Natur des Mittels des Antagonismus. Die Ungefestigkeit des einzelnen zwingt ihn, um überhaupt leben zu können, zum staatlichen Zusammenfluß. Und wie es bei den Einzelindividuen ging, so wird es mit den Völkern geschehen. „So wie Not endlich ein Volk zur Entschliesung bringen mußte, sich dem öffentlichen Gesetze zu unterwerfen und in eine staatsbürgerliche Verfassung zu treten: so muß auch die Not aus den beständigen Kriegen, in welchen wiederum Staaten einander zu schwächen oder zu unterjochen suchen, sie zuletzt dahin bringen, selbst wider Willen in eine weltbürgerliche Verfassung zu treten.“ Oder: „Die Natur treibt durch die Kriege, durch die überspannte und niemals nachlassende Zurüstung zu denselben, durch die Not, die dadurch endlich ein jeder Staat, selbst mitten im Frieden, innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Versuchen, endlich aber nach vielen Vermittlungen, Umkippungen und selbst durchgängiger innerer Erschöpfung ihrer Kräfte zu dem, was ihnen die Vernunft auch ohne soviel traurige Erfahrung hätte sagen können, nämlich: aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinauszugehen und in einen Völkerbund zu treten.“ So erscheint der Krieg als ein Zweck der Natur, um über den Krieg hinaus zu kommen, ohne dem Menschen dabei sein kostbarstes Gut, die Freiheit zu rauben. So kommt Kant zur Rechtfertigung des Krieges: „Indem die Natur dafür gesorgt hat, daß die Menschen allerwärts auf Erden leben könnten, so hat sie zugleich auch bespotlich gewollt, daß sie allerwärts leben sollten, wenigstens gleich wider ihre Neigung, und selbst ohne daß dieses Sollen zugleich einen Pflichtbegriff voraussetzte, der sie hierzu vermittle eines moralischen Gesetzes verbände — sondern sie hat, zu diesem ihrem Zweck zu gelangen, den Krieg gewählt. — — — Der Krieg aber selbst bedarf keines besonderen Beweggrun-

des, sondern scheint auf die menschliche Natur gepflanzt zu sein und sogar als etwas Edles, wozu der Mensch durch den Ehrtrieb, ohne eigennütige Triebfedern, beseelt wird, zu gelten.“ Aber diese Rechtfertigung des Krieges gilt nur im Rahmen dessen, was die Natur für ihren eigenen Zweck, in Ansehung der Menschengattung als einer Tierklasse tut. Nur so kann im Plane der Natur der Krieg durch den Krieg, das Tier durch das Tier im Menschen überwunden werden.

So hat sich also für Kant bei der Betrachtung der Vernunft- und der Naturbestimmung des Menschen der Völkerbund und der ewige Friede als eine notwendig zu erhebende Forderung erwiesen. Wie der Staat die Voraussetzung für die Sittlichkeit seiner Bürger, so ist der Völkerbund die Voraussetzung für die Kultur der Menschheit, für die Humanität, die durch ihn zur letzten Entwicklung gebracht wird. So bekennt sich Kant in seinem „Gemeinspruch“: „Das mag — — usw.“ Mendelssohn gegenüber zu Lessings Glauben an einen dauernden Fortschritt der Moralität, und sein völkerrechtlicher Gedanke wird zu einer großen schöpferischen und erzieherischen Kraft. (Zu dieser Seite der Frage verweise ich auf die ausgezeichneten Bemerkungen in E. Kriecks Buch „Die deutsche Staatsidee“.)

Nun hat Kant in seiner Schrift vom ewigen Frieden einen ausführlichen Plan zu einem Völkerbund entworfen, der hier natürlich nicht weiter dargelegt werden kann. Wesentlich ist, daß der Friedenszustand gestiftet werden muß, indem sich die drei Rechtsformen, das jus civitatis, das jus gentium und das jus cosmopoliticum über einander aufbauen. Erst dann ist das Naturrecht bis in die letzten Konsequenzen verfolgt, der Rechtsgedanke erfüllt, wenn das Band um die Bewohner des Weltalls geschlungen ist, welches vermittels der völkerrechtlichen Beziehungen sich im Weltbürgertum darstellt. So wird der Gedanke des Weltbürgertums eine notwendige Idee, ist also etwas ganz anderes und mehr als eine Gesinnung, als welche uns sonst der weltbürgerliche Gedanke zu Ende des 18. Jahrhunderts entgegentritt.

Dieses Weltbürgertum kann sich nach Kant nicht in einem Völkerstaat, sondern nur im Sinne einer föderativen Vereinigung verwirklichen, auf Grundlage eines Bundes freier Staaten. So wie die Natur weislich die Völker trennt nach Sprache und Religion, so müssen die Völker als Völker bestehen bleiben. Mit dieser Stellung Kants ist auch seine Stellung zu dem Problem Nation und Menschheit, Weltbürgertum und Nationalstaat gegeben. Beides wird sich in seiner Auffassung vereinen lassen, eines schließt das andere nicht aus. Freilich nach Kant, bereits mit Sichte beginnend, der ursprünglich in diesen Fragen Anhänger Kants war, um dann unter dem Eindruck der Napoleonischen Kriege und der konsequenten Entwicklung des Nationalitätsprinzips immer mehr von ihm abzurücken, nahm die Entwicklung im 19. Jahrhundert einen ganz andern Weg. Humanität und Nationalität entwickelten sich immer mehr zu zwei einander entgegengesetzten Polen. Je stärker der Nationalitätsgedanke, um so abnehmender wurde das Verhalten gegenüber den Ideen des Völkerbundes und des ewigen Friedens, die einst den Kernpunkt des Menschheitsproblems schlechtweg bildeten. Die Verführung von Nation und Menschheit mußte aber wieder die Aufgabe der neu vor uns stehenden Geschichtsepochen sein.

Und nun zum Schluß die Frage: Was ergibt sich aus der kantischen Anschauung für die heutige Lage?

1. a) Das Aufwerfen einer Schuldfrage, gleichviel von welcher Seite, ist inhaltlich sinnlos, denn jeder der am Krieg beteiligten Staaten, er mag den Krieg gewollt haben oder nicht, ist schuldig, da die ganze Weltpolitik, die sog. Politik der Wirklichkeit, an der alle Länder beteiligt waren, auf dem System „der politischen Moralisten“ aufgebaut war, wo jeder nur den praktischen Zweck seines Vorteiles, seinen Nutzen, als obersten Staatsgrundsatz verfolgte. Solange dieses System in der Politik herrscht, werden Katastrophen wie der Weltkrieg unvermeidlich sein und immer wieder kommen müssen. Sie sind die absolut notwendigen Folgen des ganzen Systems, es ist also grundsätzlich falsch, auf diese von Zwecken und Klugheitsrückichten geleitete Politik andere Maßstäbe als die der Zweckmäßigkeit und der Klugheit anzulegen, wodurch der moralische von vornherein ausscheidet. Die empirische Nichtigkeit des Sakes wird aus dem ganzen bisherigen Verlauf der Geschichte erhärtet. Wir haben sowenig Recht uns über unsere Gegner zu entrüsten, wie diese über uns. Nach den Grundsätzen fac et excusa und si fecisti, nega ist stets jede Partei subjektiv von ihrem Recht überzeugt.

b) Das Aufwerfen der Schuldfrage ist dagegen formal ein höchst wertvoller Beweis, daß der Vernunftgrundsatz des Rechtes allen praktischen Politikern, allem sacro egoismo zum Trotz als ein von der menschlichen Natur notwendig gefordertes Postulat wirklich besteht, sonst wäre es unverständlich, weshalb ein Grundsatz, der nie verwirklicht wurde, nicht schon längst als völlig unsinnig und unbrauchbar zum alten Eisen geworfen worden wäre. Wo gelegentlich diese Konsequenz

wirklich gezogen worden ist, wird das Vorgehen als brutal, tierisch, wie ein Schlag in das Gesicht der Menschheit empfunden, und die innere Natur des Menschen empört sich dagegen, wenn wir wehrlose, schwächere Wesen mißhandelt sehen. Forderung einen Rechtsgrundsatz verlangen wir.

2. Maßgebend nicht für das Recht, sondern nur für die Berechtigung zum Krieg kann in einer nach Zwecken orientierten Politik einzig und allein nur der Erfolg sein, und nichts anderes. Denn die auf dem Staatsflugheitsproblem aufgebaute Politik erfordert nach einem Ausdruck Kants „viel Kenntnis der Natur, um ihren Mechanismus nach dem gedachten Zweck zu benutzen“. Jede falsche Einschätzung der eigenen oder der gegnerischen Kraft, jede falsche Berechnung von Faktoren, die möglicherweise auf die Ereignisse bedingend eingreifen können, sind Mängel der Staatsflugheit. Nicht für begangenes Unrecht, sondern für Dummheit, d. h. Mangel an nötiger Klugheit wird man in der Welt der Zwecke bestraft. Der Erfolg Englands ist der Erfolg seiner politischen Klugheit. Auch wenn wir gesteht hätten, wäre dies kein Sieg des Rechtes, sondern ein Sieg der Kraft gewesen. Wenn einmal in der praktischen Zweckpolitik ein objektiv festzustellendes Recht Erfolg hat, so kann kein ursächlicher Zusammenhang, sondern nur zufällig günstige Konstellation vorliegen. Der Schlusserfolg wird immer sein: ein einzelner gewinnt, die Allgemeinheit, d. h. die Menschheit, leidet.

3. Deshalb kann von einem einzelnen Staat auch nicht verlangt werden, daß er allein an Stelle der praktischen Nützlichkeitspolitik eine Rechtspolitik setzt, während die übrigen Staaten die alte Politik mit der Hoffnung des einzelnen auf Einzelgewinn weiter verfolgen. Denn das würde seinen sicheren Untergang bedeuten. (So konnte und kann man das auch billigerweise von der deutschen Politik nicht verlangen, verlangen konnte und kann man zunächst nur, daß sie klug sei.) Eine auf dem sittlichen Begriff der Freiheit begründete Rechtspolitik wird erst möglich, wenn alle Völker sie verlangen. Nach Kants Auffassung werden es gerade die Kriege sein, die die Völker allmählich dazu bringen und dem Rechtsgedanken zum Siege verhelfen werden. Das wird aber nur langsam geschehen. Wenn der Rechtsgrundsatz sich also auch noch nicht augenblicklich verwirklichen lassen können, so wird er doch als *Vorsatz* unbedingt verlangt werden müssen. „Es muß bei jenem Vorsatz doch auch die Verzögerung der Ausführung bis zu besserer Zeitgelegenheit erlaubt sein. Das sind

Erlaubnisgesetze der Vernunft, den Stand eines mit der Ungerechtigkeit behafteten öffentlichen Rechts noch so lange beharren zu lassen, bis zur völligen Umwälzung alles entweder von selbst gereift oder durch friedliche Mittel der Reife nahe gebracht worden.“ (Gw. Friede.)

4. Das Mittel zur Stiftung des Rechtszustandes zwischen Völkern (Nr. 1-3 ergaben, daß er gestiftet werden muß) ist der Völkerbund. Nun würde die Auflösung des Problems in dem von Wilson beantragten, in den Versailler Friedensvertrag aufgenommenen Völkerbund dem Kant vorschwebenden Völkerbund ganz und gar nicht entsprechen, da er nur die Auflösung eines Staatsflugheits- und nicht eines Staatsweisheitsproblems bedeutet, von dem folgender Satz gelten würde: „Noch ungewisser ist ein auf Statuten nach Ministerialplänen vorgeblich errichtetes Völkerrecht, welches in der Tat nur ein Wort ohne Sache ist und auf Verträgen beruht, die in demselben Akt ihrer Beschließung zugleich den geheimen Vorbehalt ihrer Uebertreibung enthalten.“ (Gw. Friede.) Dann aber fährt Kant fort: „Dagegen bringt sich die Auflösung des Staatsweisheitsproblems (handle so, daß du wollen kannst, deine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden, der Zweck mag sein, welcher er wolle) sozusagen von selbst auf, ist jedermann einleuchtend und macht alle Kunsterei zu schanden, führt dabei gerade zum Zweck; doch mit der Erinnerung der Klugheit, ihn nicht übereilterweise mit Gewalt herbeizuziehen, sondern sich ihm, nach Beschaffenheit der günstigen Umstände, unablässig zu nähern.“

So kann der Versailler Völkerbund, so weitab vom Ziel er auch ist, vielleicht doch wenigstens Weg zum Ziel werden. Dazu werden aber zunächst zwei sich bedingende praktische Voraussetzungen nötig sein: 1. Revision des Versailler Vertrages durch die Entente, 2. Verzicht auf jeden Revanchegedanken unsererseits. Auf dieser Grundlage müßte, wenn der Haß zwischen den Völkern geschwunden ist und der Menschheitsgedanke über dem nationalen (ohne daß er ihn deshalb aufheben müßte) als der höhere erkannt wird, erst der wahre Völkerbund kommen im Sinne Kants. „Der Völkerbund als Ziel der Geschichte“, scharfer als Kant hat wohl noch niemand dieses Problem erfaßt. Wenn die Deutschen auch nicht die ersten waren, die diesen Gedanken aufgeworfen, so sind sie es doch gewesen, die ihn am tiefsten und großartigsten durchdacht. Mit einem Höhepunkt der deutschen Geistesgeschichte ist er unlösbar verknüpft.

F. Schnabel / Gedanken zum Naumann-Buch.

Wie soll man den schmerzlichen Eindruck schildern, den dieses Buch hinterläßt?*) Einst gab es eine Zeit im „neuen Reich“ — da war die Lust schwer von froher Hoffnung und großer Erwartung; und einst hat es eine deutsche Jugend gegeben — eine akademische Jugend zumal —, die das wohl-erzogene und wohlangezogene Strebertum, das sich da breit machte, nicht billigte und den neuen Aufgaben des nationalen Lebens sich zuwandte. Ihr erschien es als Pflicht der geistig Führenden, die Probleme des werdenden Industriestaates selbständig und rückhaltlos durchzudenken und für die veränderten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse neue Daseinsformen zu suchen; ihr erschien die Zukunft des nationalen Staates noch nicht gesichert, wenn man sich damit begnügte, für eine schimmernde Wehr zu sorgen und dem Ansehen und Glanz ihrer Vertreter eine hohe Straße zu errichten. Gewiß war auch dieser Bau notwendig und gut, aber er blieb ein Bau auf schwankendem Grunde, wenn die breiten Massen, ohne die ein Aufstieg in der Welt unmöglich war, wirtschaftlich schwach blieben, wenn sie körperlich und sittlich verwahrloht und politisch verbittert waren; denn das Reich war auf starke und selbständige Menschen angewiesen und mußte sie sich erziehen und heranzubilden — in der Kinderkrippe und in der Schule, im öffentlichen Leben wie in Fabrik und Gewerbe. Die alte Welt mit ihren obrigkeitlichen Abhängigkeiten und Autoritäten hatte sich in dem Deutschland des Antikritiums und der Kleinstaaterei länger erhalten, als in den früher emporgelassenen Großstaaten Westeuropas; aber die Frage war einfach nur die, ob das deutsche Volk unfähig war zu politischer Führung, und dann mußte man auf die Westpolitik verzichten und sich mit der alten agrarischen Ordnung und ihren bescheidenen Bevölkerungsgrundsätzen, ihrer geistigen Enge und ihrer politischen Ohnmacht begnügen — oder man machte den Schritt hinaus in die Welt der Welt und mußte die Behaglichkeit des alten Beamtenstaates dann allerdings hingeben.

Es war die tiefste Schicksalsfrage des kaiserlichen Deutschlands; und weil sie nicht entschlossen und groß nach der einen

oder der anderen Seite beantwortet wurde, deshalb ist schließlich dieses alte Deutschland zerbrochen. Aber es gab einmal eine Zeit — und eine lange Zeit —, wo eine treue und gläubige Jugend auf einen Kaiser hoffte, der um der nationalen Zukunft willen den Bund mit dem Volke schloß. Das war die Jugend, die Friedrich Naumann um sich scharte, der er das befreiende und erlösende Wort sprach, als er mit der Wucht seiner Persönlichkeit und seiner Rhetorik für den Gedanken eines nationalen Sozialismus warb. Ich habe es im vorigen Jahre an dieser Stelle (Karlsruher Tagblatt vom 21. August 1919) in einem Nekrologe zu seinem Tode ausgesprochen, wie für uns alle, die wir um die Jahrhundertwende herangewachsen sind, Friedrich Naumann die Liebe unserer Jünglingsjahre gewesen ist und wie wir von ihm allein es lernten, die reiche Erbschaft, die uns aus den Tagen unserer großen Dichter und Denker überliefert ist, von neuem zu erleben und ihren Glauben an die Einzelseele, an Volk und Menschheit hinüberzureiten in die werdende Welt der Maschine und des eisernen Zeitalters: „Das Bekenntnis zur Nationalität und zur Menschwerdung der Masse sind für uns nur zwei Seiten ein und derselben Sache.“

So hieß es einstmal — und damals war Venz, und ein jugendfroher Glaube spiegelte sich in dem Bilde einer großen Zukunft. Heute haben wir von dem allem nichts mehr übrig als die schmerzliche Erinnerung an goldene Knaben-träume und an eine langsame Ernüchterung in bitteren Jahren. Und von dem starken Führer eines kommenden nationalen Aufstieges, der auch in der letzten, schwersten Enttäuschung noch tapfer war bis zum Ende, bleibt uns nichts als dieses Werk der Erinnerung, das von seinem Leben, seiner Persönlichkeit und seinem Willen erzählt: eine Botsendung kann es nicht berichten. Der Friedrich Naumanns Werk kennt — die selbst bei der Behandlung nüchternen und wirtschaftlicher Dinge sich noch als die persönlichsten Zeugnisse eines großen Befehlers geben — und wer so oft seinen Reden gelauscht, vor dem liegt ja dieses Leben fallenlos wie das seines großen Vorgängers Schiller ausgebreitet: denn Naumann war keine problematische Natur. Und so hat sein Biograph zwar keine psychologischen Rätsel zu lösen, aber er stellt noch einmal das alles zusammen, was dieses Mannes

*) Martin Wendt, Friedrich Naumann. Ein Lebensbild. Berlin 1920. Buchverlag der B. K. 169 S.

Wesen war. Wir hören von Heimat und Familie, von dem oberfränkischen Pfarrhaus, dessen geistige Welt auch die seine geblieben ist — bei aller Wandlung des äußeren Weges —, von dem hugenottischen Blute der Mutter, das den Künstler und den Meister der Form und Rede gebildet haben mag, von der Fürstenschule zu Meißen, wo der Geist seines großen Landmannes Lessing und der deutsche Humanismus in ihm lebendig wurden, und schließlich von der frühen Tätigkeit im „Nahen Hause“ zu Hamburg, wo Johann Heinrich Wichern, der Vater der Inneren Mission, durch den Eindruck seines hinterlassenen Lebenswerkes ihn den Geist des praktischen Evangeliums und den Wert einer organisierten Nächstenliebe kennen lehrte. Wir sehen, wie sich von hier aus die christlich-soziale Gedankenwelt in dem jungen Pfarrer formte, wie er dann in seiner Frankfurter Zeit in geistiger und seelischer Teilnahme immer tiefer in die proletarischen Schichten hinuntertauchte und von hier aus den Weg zum nationalen Sozialismus und zur Politik fand. Daß der Kern seines Wesens und seiner Anschauungen immer derselbe blieb, und daß das Ziel immer unabänderlich war und nur mit der Zeit immer klarer umrissen vor ihm stand — das ist oft bestritten worden und bleibt darum doch nicht minder wahr. Staat und Gesellschaft, Wirtschaft und Recht, Kunst und Kultur und Religion — mit einheitlichem Willen gestaltete er alles, und überall stand als der gleiche Endzweck der Mensch in seinem inneren Wert und das Vaterland in seiner Größe und Kraft.

Aber er hat sich nicht durchsetzen können, denn nur Kreise der akademischen Jugend hörten seine Mahnungen und seinen Appell an die sittliche Pflicht. Und dennoch bleibt die Tatsache bestehen, daß die unermüdete Arbeit seiner Predigt und Agitation allmählich ihre Wirkung nicht verfehlte, und daß seine Ideen, die in der allgemeinen fin de siècle-Stimmung nur einfach belächelt worden waren, zu Beginn des neuen Jahrhunderts allmählich eine Macht im öffentlichen Leben bedeuteten. Auf allen Daseinsgebieten zeigte das letzte Jahrzehnt vor dem Kriege die ersten Anzeichen eines Aufstieges aus der allgemeinen Kulturverwilderung, in die das 19. Jahrhundert die einst so geschlossene Einheit unserer deutschen klassischen Kultur verwandelt hatte: und überall waren Raumannsche Gedanken dabei am Werke, die das deutsche Leben zu formen halfen und ihm einen reinen Inhalt gaben. Es wäre eine Aufgabe, wert eines großen Historikers, diesen beginnenden Aufstieg eines neuen deutschen Menschen darzustellen — angefangen bei der Kindersorge und hindurch durch alle Gebiete des nationalen Lebens: in den Schulen begannen neue Schülergenerationen heranzuwachsen, auf den Universitäten entfalten sich neue und edlere Formen studentischen Lebens, in der sozialen Fürsorge und zumal in der Wohnungs- oder der Alkoholfrage war das öffentliche Gewissen wach geworden, in der Kunst arbeiteten Seltener und der Werkbund: die Kraft der einmal erwachten öffentlichen Meinung hätte sich auch auf staatlichem Gebiete nicht dauernd mehr verschrecken lassen von den Reformen im Allerheiligsten der imperatorischen Gewalt. Da aber kam der Krieg und verschlang in seinem Abgrund die ganze Zukunft eines neuen, werdenden Geschlechtes.

Und dies ist die tiefe Lebensstraß die Friedrich Raumann gewesen — und es ist zugleich die Tragik des deutschen Volkes —, daß das Schicksal ihm nicht die Zeit gewährte zur

Vollendung des Begonnenen. Aber es bleibt doch zugleich der peinliche Eindruck, daß die langen Friedensjahre aufgebraucht werden mußten im Kampfe gegen ein stumpfes Geschlecht, und daß das Schicksal darum nicht bis zur Umformung des Staates gelangt war, als der Krieg ausbrach und die Aktivität eines verjüngten Volkes notwendig wurde. Der Bund von Kaisertum und Volk war nicht geschlossen, als man ihn brauchte; der Kaiser hatte die große Schicksalsfrage niemals anerkannt und kaum gekannt, und er besaß nicht politischen Instinkt genug, um das kleinere Opfer zu bringen, wofür es überhaupt ein Opfer war: so ist ihm das größere nicht erspart geblieben. Aber die tiefere Schuld liegt schließlich doch bei jenen, die sich damals die geistigen und politischen Führer der Nation nannten und dennoch nicht die Einsicht und nicht Opferwilligkeit genug besaßen, um ein starkes und selbständiges Volk für die Nation heranzuziehen. An diesem „Widerstand der stumpfen Welt“ ist Friedrich Raumann gescheitert; und auf daß auch das Satirspiel nach der Tragödie nicht fehle, beginnt man jetzt ihn zu dogmatifizieren. Was er — und „die wenigen, die was davon erkannt“ — in Zeiten des Kampfes mühevoll behauptet, das ist jetzt recht billige Ware geworden, und was man in Zeiten des Aufstieges und des materiellen Wohlstandes langsam der trägen Menge abkämpfen mußte, das wird in einer zerstörten Volkswirtschaft zu Lasten der kommenden Generationen leichten Herzens dekretiert. Eine Zeit, die froh sein müßte, wenn sie das Ueberkommene notdürftig über diesen Abgrund des Zusammenbruches hinwegretten kann, experimentiert und spekuliert und will feberhaft all das nachholen, was ehemals für ganz andere Verhältnisse erdacht war und was sie damals unfähig war, aus eigener Kraft und durch Klugheit sich zu erobern. Auch das gehört in das Bild von der politischen Impotenz eines Volkes, an der Friedrich Raumann zugrunde gehen mußte. Und so ist auch er wie alle großen Männer unserer deutschen Geschichte eine im tiefsten Grunde tragische Gestalt. Soll man an Martin Luther erinnern, der in seiner Jugend sehr wohl das Zeug in sich gehabt hätte, für Deutschland das zu werden, was für die westeuropäischen Länder nachher Calvin geworden ist, und der dann so eng und dürftig endete als der Oberkirchenrat eines norddeutschen Kleinfürsten: und war an dieser inneren Entwicklung des großen Volksführers wirklich nur der Kaiser schuld, oder nicht auch diese misera plebs der Bauern und Büntel? Oder soll man an den Freiherrn vom Stein erinnern und an die kurzschichtige und unpolitische Art, mit der der preussische Adel ihm seine großgedachten Reformen verdorben hat: wie anders hat der englische Adel im gleichen Falle gehandelt, und er hat keine Revolutionen erlebt und wenig geopfert, um Größeres zu retten. Oder soll man Friedrich List nennen, der für den werdenden deutschen Industriestaat und für den persönlichen Wohlstand des deutschen Bürgertums Millionenwerte geschaffen hat, und für den das dankbare Vaterland nach dem bitteren Worte eines Amerikaners, nichts übrig hatte als eine Pistole, um sie ihm in die Hand zu drücken: und dem dieses Vaterland dann an der Stätte seiner Verzweiflungstat in Dankbarkeit ein — Denkmal gesetzt hat! Und dann streiten sich noch die einzelnen Stände, wer schuld an dem Untergang ist, wo sie doch alle zusammen Brüder sind.

Wilhelm von Bode / Die Lage des privaten deutschen Kunstbesitzes.

Um den Privatbesitz von Werken alter Kunst steht es augenblicklich in Deutschland wahrlich nicht gut! Während oder nach dem Kriege ist er nahezu auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Was wir mühsam in Jahrzehnten aufgebaut hatten, ist in wenigen Jahren, ja Monaten zertrümmert worden. Dazu sind die Hoffnungen für die Zukunft keineswegs günstiger.

Während des Krieges haben vor allem in Berlin eine Reihe von Kunstversteigerungen stattgefunden, die sämtlich auch ohne den Krieg hätten stattfinden müssen: Nachlassversteigerungen, die meist schon wegen der finanziellen Regelung notwendig wurden. Auf diese Weise sind damals eine Anzahl der bedeutendsten Privatsammlungen Deutschlands zerstreut worden, fast alle im Laufe des Jahres 1917. Zuerst, um nur die wichtigsten zu nennen, die Sammlung des Malers Ludwig Knaus, dann die Sammlungen Stephan Michel (Mainz), Adolf von Beckerath, Richard von Kaufmann, Wilhelm Gumprecht, Georg Hirt, Albert von Oppenheim. Daß es zu diesen Versteigerungen kam, wäre in normalen Friedenszeiten eher günstig als schädlich gewesen, denn sie hätten das Sammeln guter alter Kunstwerke in Deutschland gefördert und neue Sammler entstehen lassen. Unter der Einwirkung des Krieges aber war der Erfolg ein wesentlich anderer, und zwar ein sehr ungünstiger. Denn durch die hohen Preise infolge der starken

Konkurrenz des neutralen Auslands und der Bundesgenossen konnten deutsche Sammler sich kaum mit Erfolg beteiligen; die hervorragenden Werke dieser Sammlungen sind fast ausnahmslos ins Ausland gegangen, auch was zunächst von deutschen Händlern und Amateurmarchands erworben war. Neben diesen Versteigerungen gingen schon während des Krieges einzelne Verkäufe unter der Hand her, zu denen die kolossalen Preissteigerungen verführten; auch ausnahmsweise der Verkauf einer ganzen Sammlung, wie der der Gemäldesammlung von Carl von Hollitscher in Berlin. Aber erst der unglückliche Ausgang des Krieges hat eine Abwanderung unseres Kunstbesitzes in immer steigendem Maße zur Folge gehabt. Zunächst von zahlreichen einzelnen Kunstwerken, hervorragenden Bildern von Tizian, Rembrandt, Steen u. a., und namentlich von altem Kunsthausrat, dessen Verschleuderung ganz besonders zu bedauern ist; nimmt sie doch unseren alten Bürgerhäusern und den Landsitzen ihren heimischen künstlerischen Schmuck und damit zugleich die Erinnerung an eine biedere und große Zeit unserer Vergangenheit, nach der sich unsere Jugend zurücksehnen wird, wenn sie wieder zur Vernunft gekommen sein wird. Daneben sind verschiedene unserer besten Sammlungen, sämtlich Berliner Sammlungen, aus Deutschland verschwunden. Herr Dr. von Panwitz hat seine enormen Kriegsgewinne ins

Ausland gerettet und ist mit Sack und Pack nach Holland übergesiedelt; dahin hat er auch seine Kunstwerke, die er immer noch vermehrt, mitgenommen. Herr von Hollitscher ist nach der Schweiz verzogen und hat dort die Kunstwerke, die ihm von dem Verkauf in Berlin geblieben waren, namentlich seine Bronzen, verkauft. Herr Geheimrat Guttman hat seine gewählte Sammlung von kunstgewerblichen Meisterstücken, namentlich von deutschem Silber der Spätgotik und Renaissance, im Haag einer Ausfuhrfirma verkauft oder zum Verkauf übergeben, nachdem er sie zuerst im vorigen Jahr in Kopenhagen und Stockholm ausgestellt hatte. Dieselbe Firma, welche jetzt die Sammlung Guttman im Haag nebst hervorragenden Stücken aus altem Estensischen und auch öfter reichlichem Besitz ausgestellt hat, hat durch ihren strebsamen Direktor Bachstich auch weitaus die reichste Sammlung von alten Gemälden und griechischen Antiquitäten in Deutschland von den Erben des kürzlich verstorbenen Fritz von Gans in Frankfurt erworben und bereits nach Holland gebracht. Herr Karl von der Heydt, der von Berlin nach dem Rhein zurückgezogen ist und dort in bescheidenem Maße, wie es zurzeit allein möglich ist, altdeutsche Kunst zu sammeln anfängt, hat schon vor Jahresfrist seine ganze Sammlung alter holländischer Bilder einer hiesigen Kunsthandlerrfirma verkauft, von der sie ins Ausland gebracht worden sind. Die Gemälde und einzelne Teppiche und kunstgewerbliche Gegenstände der Sammlung W. von Dirksen sind von dem Konfession deutscher Händler, die in Luzern ihre Exportfirma begründet haben, nach dort gebracht und meist schon verkauft worden.

Das größte Aufsehen erregte der schon bald nach dem famosen Frieden abgeschlossene Verkauf der holländischen Gemälde des Dr. James Simon, namentlich seines großen Franz Hals und seines herrlichen Jan Vermeer, die beide ihre Abnehmer in Amerika fanden. Daß besondere Gründe den Besitzer damals zu diesem Verkauf zwangen, beweist, daß er inzwischen seine ganze reichhaltige Sammlung deutscher Plastik und Dekorationsstücke, die zum

größten Teil schon im Kaiser-Friedrich-Museum aufgestellt ist, den Museen zum Geschenk gemacht hat, und daß er auch jetzt seine zahlreichen ganz gewählten ägyptischen Kunstwerke, welche das Museum bisher nur als Leihgabe besaß, diesem zu Eigentum überwiesen hat. So ansehnliche Schenkungen sind zwar jetzt große Ausnahmen, aber trotz der schlimmen Zeit haben sie nicht ganz aufgehört und beweisen, daß der vornehme alte Sinn in Deutschland noch nicht erloschen ist. So hat unser trefflicher, vor wenigen Wochen verstorbener Kollege und hervorragender Gelehrter Dr. Dressel seine wertvolle Sammlung von antiken Münzen und Antiquitäten mit samt seinem Vermögen den Museen vermacht. Von deutschen Künstlern des 15. und 16. Jahrhunderts hat der in München lebende Dr. Clemens seiner Vaterstadt Köln einzelne wertvolle Stücke zum Geschenk gemacht und dort, im Kunstgewerbemuseum bereits zur Aufstellung gebracht. Aber solche Schenkungen müssen mit der reizenden Abwanderung der Sammlungen alsbald aufhören. Die kolossalen Steuern, namentlich die Erbschaftsteuer, verzehren jetzt fast den ganzen Nachlaß gerade der reichsten Leute. Sie machen auch vor ihren Sammlungen nicht halt und zwingen die Erben geradezu, sie zu verkaufen, und zwar, da im Inland kaum ernste Käufer mehr sind (was an Sammlungen während des Krieges bei uns in Deutschland sich zu bilden begann, ist inzwischen längst in alle Winde zerstreut), sie ins Ausland zu verkaufen. Daß eine kleine Zahl der hervorragenden Kunstwerke durch ein Ausfuhrverbot vor dem Verkauf nach dem Ausland geschützt worden ist, wird schwerlich viel nützen, wenn nicht die Kunstwerke vor der Erbschaftsteuer wenigstens teilweise geschützt werden. Der Staat macht ein Ausfuhrgesetz, um wenigstens die wichtigsten Kunstwerke im Privatbesitz in Deutschland zu erhalten, und durch die kolossalen Steuern treibt es sie selbst zum Lande heraus. Möge die Regierung dies rechtzeitig erkennen und durch eine Milderung in der Besteuerung der Kunstwerke die Erreichung ihres eigenen Zieles, die Erhaltung bedeutender alter Kunstwerke in Deutschland, ermöglichen.

Hermann Hasenauer / Drei Gedichte.

Wir legen das Leid, das der Tag uns bringt
Am Abend müde zur Erde
Und sichten ein ganzes Leben lang
Einen Hügel voll Schmerzen zusammen.

Aus Torheit und Fehlgang und Nöten,
Drauf richten wir uns ein großes Kreuz
Dann haben wir ein Golgatha,
Uns selber zu erlösen.

Und eines Tages stehen wir auf
Und steigen herab vom Hügel
Tief unter uns liegt Golgatha
Wir sehen den Himmel offen.

Was mir gefehlt an gläubigen Gedanken,
Was nach Verbindung meiner Kräfte schrie,
Das weiche Klingen zu der Kraft der Klarheit
Bringst du mir.

Der letzten Harmonie schreit ich entgegen
Wo meine Träume sich in Kraft gestalten,
Träumst du den neuen, den ich deuten muß.

O Wundererde, Wunderhimmel, heilige Gnade:
Ergieße dich aus meinen Händen,
Daß meine Brüder, die im Dunkel gehn,
Sich festig wissen, weil ich bin.

Eine neue Welt müssen wir bauen
Einen neuen Geist tragen in diese Zeit
Und leben wie niemand vor uns.
Liebste, verlaß alle Pfade, die du gegangen
Und komm ganz zu mir. Die Zeit jagt hin
Und manchmal seh ich schon Gräber winken.
Drum bleib bei mir.

Alle Kräfte gehören dem Herrn.
Und wenn der Feind lockt,
So glaube, daß Gottes Gnade
Allein hält, was gut ist.

E. W. Desterling / Badische Bücherschau.

Nr. 26.

Ein Berg von Büchern möchte abgetragen sein. Es ist erstaunlich, wie viel immer noch gedruckt wird. So viel, daß ich von einigem jetzt nur eine Andeutung geben kann, um später etwas ausführlicher darauf zurückzukommen. Namen aus den letzten Uebersichten lehren wieder. So gleich zu Anfang Wilhelm Weigand, von dem ein Roman und eine Novellen-sammlung in dem trefflichen Verlag von G. Müller in München erschienen sind. Vener heißt Wunnthun (412 Seiten) und diese Frauenschuh, nach einem der drei Stücke, die hier mit der Widmung aus Wunnthun vereinigt sind. — Dann taucht auch Toni Rothmund in Lörrach wieder auf mit ihrer „Pfauentinsel“ (Verlag Aug. Scherl, Berlin), einem Roman, der zu den früheren Arbeiten ihrer Feder gehört. Er ist unterhaltend und gut in der Charakteristik, aber nicht so wertvoll wie ihre späteren Bücher. Er vertritt den unbedingt brauchbaren Schlag des Romans für „reifere Mädchen“. Er

zeigt die Entwicklung einer selbständigen Mädchen-Natur, die in der Enge der Kleinstadt sich nicht recht entfalten kann, aber dann draußen in größerer Umgebung (zu der Karlsruhe Modell gestanden hat) den ihr gemäßen Weg findet. Es will nicht viel sagen, daß Toni Rothmund die seelischen Nöte und Hoffnungen der jungen Fräulein eines Uebergangszeitalters kennt und mitfühlend durchkämpfen läßt; ihre Stärke liegt in diesem Buch doch mehr in der Frontierung des Spießbürgertums, wobei sie der tüchtigen Persönlichkeit der Kur-Hausfrau gegenüber Gerechtigkeit walten läßt. Die Sprache des Buches ist „poetisch“ und flüssig, fast zu flüssig und über die Probleme geschmeidig hineilend. Es geht um das Recht der Persönlichkeit, um die Stellung der Ausnahme-Natur inmitten von Leuten des Alltags. Es fehlt nicht an spannenden Momenten und einem Schuß romanhafter Abenteuerlichkeit, so daß die Teilnahme heiß wach gehalten wird. Lust und Landschaft sind etwas unbe-

stimmt gehalten. — Ganz anders ist das in der Säfnetzungser von Hermann Albrecht, die der Verlag Fr. Gutsch, Karlsruhe, neu herausgebracht hat. (6 Mk.) Da ist Boden und Würze des Markgräfler Landes, Bauertypen und Schicksale voll packender bodenständiger Kraft. (Der kokett gezeichnete Umschlag will deshalb nicht recht dazu passen.) Die Geschichte spielt im 18. Jahrhundert, ist aber mehr Seelenaemalde als Kulturdokument, obwohl das Spezifische jener Zeit fein gewahrt ist. Den Titel gab Hebel's Gedicht und, wie gesagt, der Charakter seiner Heimat das innere Gepräge. Der Ausdruck dieser schönen Erzählung ist lebhaft zu begrüßen.

In örtlich und zeitlich verwandte Verhältnisse führt der (Honorar v. R. Foto im Tagblatt Nr. 276 besprochene) anregende Roman Die Hauensteinerin von Adelheid Weber (Berlin, Scherl).

Ueber die Gegend der Säfnetzungser gibt Theodor Humperis Schrift „Das Wiesental“ eine heimatliche Wirtschaftskunde. (Wühl, Konfordia.) Das Neuland ist, mit Burte zu reden, ein Weiland geworden. Fabrik reiht sich an Fabrik, seitdem die Wasserkraft der Wiese zur Industrialisierung nutzbar gemacht wurde. Anfänglich war es vor allem Schweizer Kapital, das sich hier ein Anlagefeld suchte. Humpert gibt eine skizzenhafte und hauptsächlich für die Schule berechnete Darstellung der natürlichen Verhältnisse, der geschichtlichen Entwicklung und deren wirtschaftlichen Auswirkung. Er sucht das Volk bei seiner Arbeit auf. Und die ist mannigfaltig genug. Neben den Spinnereien und Webereien kommt die Verarbeitung von Holz, Leder, Papier, kommen Mühlen, Brauereien, Bürstenfabriken und Bergbau zur Geltung. Statistische Angaben und Bilder ergänzen den Text.

Um aufs literarische Gebiet zurückzukehren, sei zunächst auf den Briefwechsel zwischen Hermann Defer und Dora Schlatter hingewiesen, zu dem P. Haeger eine kurze Einleitung geschrieben hat. (Heilbronn, Salzer; 10 Mk.) Hermann Defers feine und sonnige Natur steht in warmer Erinnerung. Sie strahlt auch aus diesem Briefbuch. Dora Schlatter, 1855 in St. Gallen geboren und in den 80er Jahren mit einem Baumeister verheiratet, war durch Krankheit viel auf sich angewiesen. Ein reiches Innenleben fand Zeit und Ruhe zur stillen Entfaltung. Sie schrieb Erzählungen und pflegte eine lebhafte Korrespondenz mit verschiedenen wertvollen Menschen. Eine solche liegt hier vor. Zwei reiche Wesen reden hier in warmem Ton (der nur manchmal etwas patriarchal klingt) viel Kluges über Alltägliches und Ewiges über Kunst, Schule, Religion, Literatur, Zeitgenössisches usw. Eine reine, warme und wahrhaftige Lust weht drüber hin und berührt den empfänglichen Leser mit ihrer sittlichen und innerlichen Kraft.

Viel weniger erfreulich, nein geradezu peinlich ist der Einblick in das menschliche Wesen Scheffels, den Luise Weber, geb. Perty mit ihrem Aufsatz im Juliheft der „Deutschen Rundschau“ erweckt. Er schildert auf Grund von Tagebuchnotizen, Briefen und aus vertrautem persönlichem Umgang die Ehe von P. v. Scheffel und Caroline von Malzen. Luise Perty war eine nahe Freundin Carolinens und während ihrer Brautzeit und ersten Ehejahre viel mit ihr zusammen. Was sie erzählt, ergänzt andere Berichte, wie den der Braun-Artaria, und zwar in einem für Scheffel ungünstigen Sinn. Seine krankhafte Natur, sein unberechenbares aufbrausendes Wesen zerstörten eine Ehe, die mit viel Hoffnungen geschlossen war. Nicht ganz schuldlos ist die Mutter Scheffels, die begabte Frau Majorin, die in ihrer schwärmerischen Art ein ewiger Backfisch blieb. Luise Perty, geleitet vom Bestreben nach vollkommener Objektivität, zeichnet in Caroline das Bild einer Dulderin und zieht den Schleier von Eheverhältnissen, die besser dem Auge der Welt verborgen bleiben, da sie über den Dichter Scheffel wenig Neues verbreiten. Daß seine Schaffenskraft so früh verbraucht war, hängt mit seinem Wesen zusammen, das reizbar, hochfahrend, menschlichen, ihm selber zur Last wurde. Der Aufsatz ist also ein Beitrag zur Pathologie Scheffels und nicht zur Literaturgeschichte.

Bilder aus der Karlsruher Kunstgeschichte rollen die Künstlererinnerungen von Hans Gude auf, die Caren Leising auf Veranlassung von Geh. Rat Obser aus dem Schwedischen übersetzt hat. (Karlsruhe, C. F. Müller; 6 Mk.) Den Lesern der „Pyramide“ sind sie ja von ihrer Erstveröffentlichung her bekannt. Aber als Broschüre werden sie ihren Weg noch weiter machen. Gude, der von 1860—84 hier wirkte, dann nach Berlin zog, wo er 1903 starb, versteht hübsch zu plaudern. In einigen Anekdoten leben die Persönlichkeiten jener Zeit wie im Momentbild, das meist echter wirkt als eine ausgedachte Stellung. Wie immer, wenn Künstler über Kunst und Kollegen berichten, ist vieles einseitig geraten und nur in bedingtem Maße richtig; aber es werden doch viel hübsche Einzelzüge aus dem Leben der Akademie und der Karlsruher Gesellschaft jener Zeit festgehalten. Und wenn auch über Gegenstände mit der Milde des erfolgreichen Siegers hinweggegangen wird, fällt doch auf diesen und jenen Vorgang ein kleines Schlaglicht. — Zur hiesigen

Kunstgeschichte gehört auch das Buch über Fr. Weinbrenner von Max Koebel. (Berlin, C. Wasmuth, 85 Mk.) Es bringt einen knappen, mehr stimmungsmäßigen als exakten Text und legt den Hauptwert auf das Bildmaterial. So kann es als Ergänzung zu der authentischen Biographie Weinbrenners von H. Baldenaire betrachtet werden. Immerhin ist bei der Benützung einige Vorsicht geboten. Es sind eine Reihe von Gehäuden dem großen Baumeister zugeschrieben, die von seinen Schülern herrühren; andere sind als abgerissen bezeichnet, die zum Glück noch stehen (Abb. 77, 105); das Haus Abb. 111 S. 98 ist in die Gartenstraße verlegt, während es in der Kaiserallee steht; andere wichtige Schöpfungen Weinbrenners fehlen (Oberstein, Rotensels, Bauschlott, Theater in Leipzig usw.). Vom Badener Konversationshaus ist der Stürzenader'sche Neubau abgebildet, als wäre er alt. Kurzum, es stimmt nicht alles. Trotzdem: die Bilder, Pläne und maßstäblichen Aufnahmen geben jedem Beschauer einen Begriff von den baukünstlerischen Schöpfungen, die dieser eine Mann uns hinterlassen hat, und sind ein Zeugnis für die Anziehungskraft, die er gegenwärtig stärker ausübt als je. Zu loben ist, daß einzelne Bilder, wie die vom Marktplatz und Rathaus, den alten unveränderten Zustand wiedergeben. Der kurze Text stellt Weinbrenner mit Recht als Vorbild für unsere Zeit hin. — Dem Barockbaukünstler Mannheims Peter A. von Verschaffelt ist ein Heft von G. M. u. B. V. gewidmet (Berlin, Birkel-Verlag). In G. M. u. B. V. geboren, dann in Paris und Rouen gebildet, kam Verschaffelt 1752 nach Mannheim, wo er 1793 in hohen Würden starb. Schwebelzugen und Dagersheim bewahren Schöpfungen seiner Hand, außer Mannheim, wo der Schmuck der Jesuitenkirche, das Zeughaus und das Palais Breckenheim von ihm stammen. Die einzelnen Bauten und auch die nicht ausgeführten Entwürfe werden in Wort und Bild behandelt, wozu die früheren Werke von Beringer und Wingenroth Stoff lieferten. — In dieselbe Zeit und Gegend führt die Studie von Karl Rohmeyer über Die psälzischen Torbauten Nicolaus von Pinages (Heidelberg, C. Koster; 6,20 Mk.). Der Sonderdruck aus dem Neuen Archiv der Geschichte der Stadt Heidelberg behandelt das schöne noch stehende Karlsstor in Heidelberg, ferner das 1856 abgerissene Mannheimer Tor und ihre Baugeschichte auf Grund der Stadtrechnungen und Protokolle.

Ein wichtiges Kapitel aus der neueren Karlsruher Kunstgeschichte behandelt Nicola Mousang mit seinem Buch über die Großherzogliche Majolika-Manufaktur. (Heidelberg, Winter; 150 Mk.) Der etwas hohe Preis wird durch die zahlreichen schönen ganzseitigen Abbildungen nach Werken der Manufaktur gerechtfertigt. Der Text gibt die Entwicklungsgeschichte von ihren Anfängen im Taunus, wo Hans Thoma und Wih. Süß schon 1805 ihre keramischen Versuche unternahm. Thoma ging dabei von der Bauernöpferei aus, Süß von den italienischen Majoliken. 1901 kam die Manufaktur unterm Schutze des alten Großherzogs in Karlsruhe zum Entstehen. Rabel baute ihr das hübsche Haus, und für die hiesige Künstlerchaft begann eine frohe Zeit des Experimentierens und Vollbringens. In Karlsruhe viele andere angeschlossen, die zum Teil von fernher kamen. In Wort und Bild gibt der Verfasser eine Uebersicht über die Wandlungen der Anstalt, deren vielseitige Leistungen wir ja in der trefflichen Ausstellung in der Kunsthalle zu bewundern Gelegenheit haben. — Kunst und Heimat ist das Thema einiger der neuen Flugblätter vom Bodensee zum Main. (Karlsruhe, C. F. Müller, je 7 Mk.) So spricht Max Wingenroth klug, beschreibend und prinzipielle Fragen berührend über die alten Kunstsammungen der Stadt Freiburg. Die Schrift ist als Führer durch die dortigen Sammlungen gedacht; aber dank ihrer Illustrierung und allgemein kundigen Darstellung hat sie durchaus einen weiter gezogenen Wirkungskreis. — Ueber Wohnhausfragen verbreitet sich C. A. Medel in seinem Flugblatt über Holzbauten am Tuniberg. Es handelt sich da um beachtenswerte Beispiele volkstümlicher Fachwerkbauweise, an denen trotz ihrer Versehenheit allerhand zu lernen ist. Manches beachtenswertere Wort über Heimathaus und Landschaft fließt in den fachkundigen Text. — Ueber Heimat- und Volkskunde in der Schule, über deren Behandlung zur Verinnerlichung des Unterrichts, äußert sich Prof. Eugen Fehrl. In Hand zahlreicher gut gewählter Beispiele gibt er einleuchtende Erläuterungen und durch Angabe brauchbarer Literatur Fingerzeige für weitere Vertiefung in den Gegenstand, der reich an tiefer Poesie ist. Nach ihm verbreitet sich Prof. Konrad Guenther über die Naturkunde in der Schule, die ebenfalls von der Heimat und nicht von trockenen Vorstellungen anzugehen darf, wenn sie lebendig wirken soll. Im Anschluß daran gewinnt das Heft von Prof. Friedrich Dittmanns über Die Geschichte der Pflanzenwelt Badens doppelte Bedeutung. Es zeigt, wie die Natur in langen Jahrhunderten und wie die Menschenhand die Gewächs-Arten beeinflusst haben. — Eine geschichtliche Betrachtung voll reich verzweigter kulturhistorischer Ausbeute liefert Rudolf Silt mit seiner Arbeit über den Heiligenberg bei Heide-

Berg, über dessen Vergangenheit uns alte Funde, Ausgrabungen und schriftliche Ueberlieferung ein vielseitiges Bild vermitteln, dessen einzelne Züge der gelehrte Verfasser mit sorgfältiger Hand nachzeichnet. So erhebt der merkwürdige Berg vor uns als ein „wahrhaftes Pantheon, ein heiliger Berg schon

für die Menschen der Vorzeit, für die Götterverehrung der Kelten, Römer und Germanen“ für heidnischen und christlichen Gottesdienst.

Reich ist der Blick in die heimatische Geschichte, Kunst und Natur, der hier vermittelt wird.

Walter Schmitthenner / The cream of the day was the campfire at night.

Wenn die kühle, frische Nacht hereinbrach, und der heiße Tag hinter uns lag, wenn wir zu viert ein Souper gekocht hatten, das keiner Hausfrau zur Ehre gereicht hätte, ja, wenn alles Geschirr sauber gewaschen wieder auf seinem richtigen oder besser gesagt unrichtigen Plage stand, dann kam der schönste Teil des Tages: „das Campfire“. Acht kundige Augen spähten nach einem geeigneten Plage, acht Hände rafften trockenes Holz zusammen, vierzig Finger bauten einen Scheiterhaufen, während vier Mäuler in Verbindung mit vier eigensinnigen Gehirnen ununterbrochen eine Flut von Wild-Westweisheit hervorsprudelten. So einfach, wie das Anzünden eines Holzstoßes aussieht, ist es gar nicht. Oft hängt das ganze Vergnügen von der Menge der vorhandenen Streichhölzer ab; wir besonders brauchten im Anfang nie mehr als etwa zehn matches, dann hatten wir entweder keine mehr und mußten nach Hause wandern oder es brannte lichterloh. Dabei muß man sehr aufpassen, daß aus dem harmlosen kleinen Lagerfeuer kein brutaler Waldbrand entsteht. Well, wenn also das Feuer im Gang war, vom Abendwind tüchtig angefacht, ließen wir uns nieder, jeder in der Lage, die ihm teils malerisch teils bequem erschien. Malerisch und bequem ist nämlich ein großer Unterschied. Zu ersterem trug schon unsere Kleidung bei, die sozusagen eine Jahresübersicht einer modernen Herrengarderobe war, die uns für den erwähnten Zweck äußerst praktisch schien, während sie uns an jedem anderen Orte, z. B. in Deutschland, nur dazu geholfen hätte, auf die Polizeiwache gebracht zu werden. Da draußen aber kümmert sich niemand um die Kleidung, da fällt das geschraubte Wesen der oberen Gesellschaftsklassen weg, da gibt es keine Ständesunterschiede, keine Orden und Ehrenzeichen, auch keine ästhetischen zimperlichen Fräuleins, die bei jedem herzhaften Ausdruck in Ohnmacht fallen oder pikirierte Gesichter machen. Aber es gibt rauhe, kräftige, wirkliche Menschen, die sagen, was sie denken. Das Leben trägt keine einengenden Leichen mit Fischbein, sondern ist nackt und urwüchsig, roh wie im Kampf ums Dasein und unverhüllt in seinen Schwächen und seiner tiefen Kraft. Da ist die Freiheit, wie sie nur der Urwald aufweist, wo für uns Menschen die Kandare des äußerlichen Zwanges wegfällt, eine Freiheit, die erst da ihre Grenzen findet, wo der Mensch sie sich selbst setzt . . .

So saßen wir oft halbe Nächte lang am offenen Feuer. Im kunstvoll aufgehängten Teekessel siedete das Wasser. Von Zeit zu Zeit wurde Holz nachgelegt. Das Auge verfolgte die sprühenden Funken, wie sie in die Höhe flogen und außerhalb des aufsteigenden Luftzuges ins Gebüsch fielen, wo sie leise erloschen . . . Anfangs sprachen wir sehr viel, obwohl die Natur schweigsam macht. Aber . . . erst wenn man mit ihr ganz vertraut ist. Geredet wurde über alles, was jugendliche Grünhörner erfüllt. Oft sprachen wir von der Heimat, von den Kameraden, von den gemeinsamen Erlebnissen und oft sangen wir unsere schönen Heimatlieder. Da wurde so mancher Hase aus seinem Schlummer aufgeschreckt, der seinerseits uns wieder zu plötzlichem Aufspringen veranlaßte, denn wir waren in einem Gebiet, wo es Bären gab, und Bären waren unsere Jagdleidenschaft. Solch blinder Alarm gab dann Anlaß zu allerhand Hänseleien, die aber nie einen ernsten Charakter annahmen. Später, als wir mit den Geräuschen der Nacht vertrauter waren, saßen wir meist schweigsam am Feuer, und jeder hing seinen Gedanken nach. Wenn dann das Dunkel der Nacht zwischen den hohen Bäumen hervorquoll und der Mond die drüben über dem Tale liegenden Schneeberge beleuchtete, dann überkam uns ein Gefühl größter innerer Freude und der sehnliche Wunsch, auch denen daheim all diese Schönheit und Klarheit zeigen zu können. Der Teekessel summete allerlei Melodien aus alten Tagen und die Gedanken waren weit fort über dem Meere in der Heimat. Manchmal fiel, mitten in solchen Träumen, plötzlich der alte Wasserkessel von der Stange, und sah emporschreckend schaute man verdutzt auf den kleinen Strom, der braun und langsam im Waldboden versickerte. Damit schloß dann der Tag. Kalt sind die Nächte immer im Gebirge, und wenn man noch dazu den lange erwarteten Tee im Boden verschwinden sieht, geht man lieber zu Bett, in der Hoffnung, daß wohl der nächste Abend weniger Pech bringen würde. Trotz alledem war es schön, und wenn wir morgens kalt und verfroren aus den blankets herauschauten, begrüßten wir uns, ehe der heiße Arbeitstag anfang, mit dem ermunternden Troste:

The cream of the day was the campfire at night.
Das Schönste vom Tag ist das Lagerfeuer zur Nacht.

Walter Schmitthenner / Das alte Blockhaus.

Es leuchtet der Mond zum Fenster herein,
Wirft lange gespenstische Schatten,
Und durch den milden bläulichen Schein
Da huschen die Mäuse und Ratten.

Was kriecht dort aus dem klaffenden Riß?
Was kommt aus jenen Ecken?
Es schleicht herein die Finsternis,
Es kommt der greuliche Schrecken.

Die Nacht ist schwarz und es heult der Wind
Um halb zerfallene Fenster,
Er klagt, wie ein verlorenes Kind,
Und fliegt ums Haus wie Gespenster.

Es fagen die Wolken am Himmel drauß'
Am Mond vorbei ohne Ruhe,
Es knarrt die Diele im alten Haus,
Es kracht in der eichenen Truhe.

Schon lange schweigt die Uhr an der Wand,
Zerbrochen das alte Getriebe.
Das Feuer im Herde ist ausgebrannt,
Wie eine erloschene Liebe.

Das alte Harmonium steht tonlos dort,
Die Saiten von Rost zerfressen.
Manchmal erklingt ein leiser Akkord
Halb träumend und halb vergessen.

Die Balken sind morsch und von Fäulnis rot;
Wie lange noch werden sie halten?
Im alten Blockhaus wohnet der Tod
Und Wahnsinn schaut aus den Spalten.

Es leuchtet der Mond zum Fenster herein
Wirft lange gespenstische Schatten.
Und durch den milden bläulichen Schein
Da huschen Mäuse und Ratten.